

Eigensicherung

Überleben ist kein Zufall

Von Uwe Füllgrabe

"Wenn ich gewusst hätte, was auf mich zukommt, wäre das nicht passiert." Das sagte mir ein Polizeibeamter, der nach einem Schusswaffengebrauch unter posttraumatischen Störungen litt. Der Schusswaffengebrauch war legal, niemand wurde verletzt, nur ein Auto getroffen. Aber diese Extremreaktion auf ein derartiges Ereignis belegt, dass Polizeibeamte (in Deutschland, aber z. B. auch in den USA) nicht genügend auf Gefahrensituationen vorbereitet werden.

Auch andere Vorfälle in den letzten Jahren, bei denen Polizisten verletzt, getötet oder als Geiseln entführt wurden, belegen die Notwendigkeit, dem Thema Eigensicherung in der Ausbildung mehr Bedeutung zu schenken. Wer meint, dass er wohl kaum in eine Gefahrensituation geraten würde, dafür stünde wohl die Chance eins zu einer Million, muss bedenken: Noch geringer wäre die Wahrscheinlichkeit von 1:15.537.573,3 - aber genau das ist die Chance eines Lottogewinns. Mit anderen Worten: Es ist typisch für unwahrscheinliche Ereignisse, dass sie häufig auftreten. Die Alternative ist also: entweder sich auf Gefahrensituationen vorzubereiten oder in Gefahr zu geraten und posttraumatische Störungen oder körperlichen Schaden zu erleiden.

Ein Missverständnis muss vermieden werden, das sowohl im psychotherapeutischen Bereich als auch beim Thema Eigensicherung leicht auftaucht. Es geht nicht um die Frage: "Ist etwa das Opfer schuld?!" Eine derartige personenbezogene Diskussion ist weder sinnvoll noch problemlösend. Vielmehr geht es um das Prinzip, das z. B. beim Judo und Karate gilt: Vorbereitet sein!

Wer vorbereitet ist, wird durch ein bedrohliches Ereignis weniger überrascht, weiß, was er tun kann, und kann eher einer Gefahr entkommen. Dies belegt auch eine Untersuchung des amerikanischen Dozenten an der FBI Academy in Quantico, Anthony J. Pinizzotto¹. Die angegriffenen Polizisten dieser Studie berichteten, dass wiederholtes Sicherheitstraining, das realistische, lebensechte Umstände widerspiegelte, sie in die Lage versetzte, potenziell tödliche Situationen zu überleben.

Die Notwendigkeit einer psychologischen Schulung Warum ist eine psychologische Schulung in Eigensicherung notwendig? Dass die diesbezüglichen dienstlichen Vorschriften usw. nicht ausreichen, belegen sowohl deutsche² als auch amerikanische¹ Studien. Häufig wurden Polizisten angegriffen oder getötet, die Dienstvorschriften missachteten, z. B. weil sie übermotiviert waren und alles allein machen wollten. Dass einige Polizisten Dienstvorschriften missachteten, könnte also auch mit ihrer Persönlichkeit zusammenhängen³. In der Ausbildung steht meist fast ausschließlich die Person des Polizisten im Vordergrund. Da aber ein polizeilicher Kontakt eine Interaktion darstellt, muss man auch die Psychologie des Interaktionspartners kennen. Und weil ein Polizist immer damit rechnen muss, auch einer gewaltbereiten Person zu begegnen, muss er deren Weltbild, Denkstrukturen und Handlungsmuster kennen, wie die Autoren von FBI-Studien¹ fordern. Aber wo werden sie in ihrer Ausbildung ausführlich vermittelt? Einsichten dazu liefern z. B. die von dem amerikanischen Psychologieprofessor Hans H. Toch⁴ ermittelten zehn Persönlichkeitsstrukturen gewaltbereiter Täter oder - im Soziologieunterricht - Themen wie "Kultur der Ehre" und der von dem amerikanischen Soziologen Elijah Anderson⁵ (1994) ausführlich analysierte Kodex der Straße (Code of the streets, "Gesetz der Straße"), die für den konfliktfreien Umgang mit bestimmten Gruppen wichtig sind. In vielen Berufen gibt es auch das zumeist übersehene Problem, dass bei der Ausbildung zwar viel Lehrstoff vermittelt wird, aber viele beruflich wichtige Wahrnehmungs- und Denkmuster nicht oder nicht ausreichend aufgebaut werden. Deshalb trainierte die englische Biologin M. L. J. Abercrombie⁶

systematisch ihre Medizinstudenten in der Kunst der genauen Wahrnehmung und der Deutung von Sachverhalten. Hinsichtlich der polizeilichen Ausbildung wäre es z. B. wichtig, ein "Gefahrenradar" aufzubauen, d. h. die Fähigkeit, zwischen gefährlichen und ungefährlichen Situationen zu unterscheiden. Allerdings scheint es individuelle Unterschiede bei dieser Fähigkeit zu geben. Personen, die gefährliche Situationen unterschiedlichster Art eher erkennen, bewältigen und überleben, sind durch bestimmte Faktoren gekennzeichnet, z. B. problemlösende Imaginationen (innere Bilder), Humor, entspannte Wahrnehmungsfähigkeit, aktiven Lebensstil, kooperative Orientierung, ein breites Verhaltensrepertoire³. Warum ein breites Verhaltensrepertoire das Bewältigen gefährlicher Situationen erleichtert, zeigen folgende Überlegungen: Genau wie ein Schauspieler verschiedene Rollen in seinem Repertoire haben und je nach Theaterstück spielen muss, muss auch der Polizist je nach Situation unterschiedliche Verhaltensmuster zeigen. Es sind nämlich zwei völlig entgegengesetzte Verhaltensmuster, die einen Polizisten in höchste Gefahr bringen können: a) der Rücksichtslose, der seine Maßnahmen durchsetzen will, ohne sie zu erklären, der Reaktionen des Bürgers als Bedrohung seines Selbstbildes ansieht, der selbst eine gewalttätige Auseinandersetzung nicht scheut⁴; b) der Passive, Unüberlegte, der - in ein Haus geht, in dem sich ein Täter befindet, ohne auf die von ihm angeforderte Verstärkung zu warten, ohne geladenen Revolver; - sich seine Dienstwaffe vom Täter abnehmen und sich damit erschießen lässt. In den USA wurden elf von 54 Polizisten, die während eines Drei-Jahres-Zeitraums im Dienst getötet wurden, mit der eigenen Dienstwaffe erschossen⁷. Es ist also für den wirkungsvoll handelnden Polizisten notwendig, zwei Verhaltensmuster in seinem Verhaltensrepertoire zu haben: 1) Freundlichkeit: nichtaggressives Verhalten, er erklärt seine Maßnahmen, sein Verhalten wird als fair angesehen; 2) planvolles Vorgehen, entschlossenes Handeln, rechtzeitiges Reagieren auf die andere Person. Um diese Fähigkeiten zu erwerben, bedarf es nicht unbedingt einer langen Ausbildung, eine entsprechende innere Haltung kann schon zu einer problemlösenden Reaktion führen. Das zeigt das Erlebnis einer jungen Polizistin, als sie sich noch in der Ausbildung befand. Wegen nächtlicher Ruhestörung wurde sie zusammen mit einem älteren Kollegen in ein Haus gerufen. Der betreffende Wohnungsbesitzer sollte seinen Personalausweis zeigen. Demonstrativ zögerlich suchte er danach, stellte die Musikanlage lauter usw. Während der ältere Beamte passiv blieb, sagte die junge Polizistin plötzlich mit leicht erhobener Stimme: "Kriegen wir nun den Ausweis oder nicht!?" Daraufhin händigte der Mann den Personalausweis sofort aus. Als die Polizistin mit ihrem Kollegen wegging, sagte der Wohnungsinhaber zu dem älteren Beamten: "Seien Sie froh, dass Sie eine Frau dabei haben, sonst würde ich Ihnen eine reinhauen." Wir ersehen aus diesem Beispiel mehrere wesentliche Dinge: Die Polizistin hatte das wichtige Prinzip beherzigt: Wenn ich provoziert werde, muss ich die Situation unter Kontrolle haben, muss ich die Führung der Situation behalten. Wir erkennen aber auch die Notwendigkeit, ein weit verbreitetes Missverständnis aufzuklären: Die Tatsache, dass ein Polizist durch rabiates Vorgehen eine Gewaltsituation auslösen kann⁴, führte offensichtlich häufig zu einer Gleichsetzung von Passivität und Deeskalation. Die Haltung ist hier: Wenn ich etwas tue, kann dies den anderen provozieren. Also tue ich nichts! Hier wird aber ein fundamentales Versäumnis sichtbar: Man sieht die Dinge nur aus der eigenen Perspektive und versäumt es, "sich in die Schuhe des anderen zu versetzen", d. h. sich zu fragen: "Wie sieht der andere die Dinge?" Jemand, der auf Provokation oder Gewalt aus ist, wird Passivität keineswegs als etwas Positives, Friedensstiftendes ansehen, sondern eher als Schwäche und den Polizisten als leichtes Opfer. Dies geht bis hin zum bewussten Angreifen oder sogar Töten von Polizeibeamten. Der Extremfall: Ein junger Mann sagte einem Verwandten, dass er in die Stadt gehen und irgend einen Polizisten töten wolle. Er tötete dann einen Beamten, der bereits seit längerem wegen Vernachlässigung seines Gesundheitszustandes und von Dienstvorschriften aufgefallen war. Offensichtlich hatte er nichtsprachliche Signale der Schwäche ausgestrahlt. Dies wird auch dadurch belegt, dass der mordbereite Mann zuvor einem Polizeisergeanten begegnet war, den er aber nicht angegriffen hatte. Warum, konnte nicht mehr ermittelt werden, aber offensichtlich hatte der Polizeisergeant ein Verhalten gezeigt, aufgrund dessen es der potenzielle Mörder für besser hielt, ihn nicht anzugreifen^{7, 8}. Dieses Beispiel zeigt, was auch die umfangreichen Studien des BKA und des FBI deutlich machen: Überleben in Gefahrensituationen

ist kein Zufall. Denn zumeist wurden Polizisten nicht aus einem Hinterhalt verletzt oder getötet, sondern bauten durch eigenes passives oder falsches Verhalten eine gefährliche Situation auf, der sie dann zum Opfer fielen. Es kann also schon im Vorfeld, durch Ausbildung und eigenes aufgabenorientiertes Verhalten viel getan werden, um Verletzungen und Todesfälle zu vermeiden, aber auch posttraumatische Störungen. Denn eine gute Vorbereitung wirkt als Stressimpfung: Im Ernstfall weiß man, was man zu tun hat und bleibt nicht passiv oder handelt nicht kopflos, selbst wenn man in direkter Lebensgefahr ist, selbst während eines Schusswechsels, ja selbst dann, wenn man schwer verletzt ist⁸. Wo der eine hilflos ist und sich aufgibt, gelingt es dem anderen, sich durch problemlösendes Verhalten zu retten. Lebensrettend ist dabei eine kooperative Orientierung: Gleichgültig, ob es sich dabei um einen Schwimmer handelt, der zu ertrinken droht, oder um eine verletzte Polizistin - das Denken an vertraute Bezugspersonen motivierte sie zum Überleben^{1, 9}. Deshalb ist es wichtig, die psychologischen Faktoren der Eigensicherung näher zu betrachten. Die Entwicklung eines Gefahrenradars Die wichtigste Voraussetzung dafür ist, dass man sich der Möglichkeit von Gefahren bewusst ist. Dies bedeutet keineswegs, dass man ständig ängstlich sein muss, ganz im Gegenteil. Ein Experte der Eigensicherung weiß z. B.: Wenn ich nicht die offenen Handinnenflächen eines Menschen sehen kann, könnte er eine Waffe darin versteckt halten. Das, und nur das, alarmiert ihn. Oder er registriert, dass auf einem Tisch ein Korkenzieher oder eine Feile liegt - also potenziell gefährliche Gegenstände. Da sie sich aber nicht in Reichweite des Verdächtigen befinden, ist kein Grund zur Angst vorhanden. Das entspannte Gefahrenradar versetzt den Experten in eine gelassene Haltung und in das Bewusstsein, die Situation unter Kontrolle zu haben. Aber der Blick für die Gesamtsituation lässt ihn reagieren, sobald der Verdächtige nach den Gegenständen greift. Neben dem Aufbau einer Wahrnehmungsstruktur für Gefahren ist es notwendig, "streetwise" zu werden, d. h. zu wissen, wie gewaltbereite Personen denken, welche Tricks sie anwenden und wie man sich gegen diese Tricks wehren kann. Personen in Gebieten mit hoher Kriminalität haben gelernt, "streetwise" zu werden, Polizeibeamte aber zumeist nicht. Der häufig benutzte Begriff "Einfühlung" ist irreführend, weil es nicht um Gefühle geht, sondern um die Kenntnis des Denkens und der Sichtweise eines potentiell Gefährlichen. Eine der FBI-Studien von Pinizzotto¹ zeigt die Konsequenzen auf, die sich aus der Nichtberücksichtigung der Perspektive des anderen ergeben: Was der Polizist als routinemäßige Verkehrskontrolle ansah, betrachtete der Täter als mögliche Bedrohung seiner Freiheit. Gegen eine mögliche Verhaftung setzte er seine Waffe ein, um sich den Weg freizukämpfen. Es ist also wichtig zu lernen, die Dinge, z. B. eine Situation, aus der Perspektive des anderen zu sehen, neben seiner eigenen Sicht auch die der anderen Person zu berücksichtigen, besonders wenn diese gewaltbereit ist. Während es Trainingsprogramme zur Ärger- und Angstbewältigung gibt, fehlt offensichtlich das genaue Gegenteil: die Aktivierung durch Gefahrenreize. Dazu ist vorher ein Training zur Gefahrenwahrnehmung notwendig. Aktivierungsgrad und Gefahrenpotenzial Für einen Polizisten kann eine Situation gefährlich werden, wenn er- durch mangelnde Wachsamkeit eine tatsächlich bedrohliche Situation nicht als Gefahr erkennt,- aus extremem Misstrauen oder Ärger überreagiert und einen Konflikt provoziert,- aus Angst unsachgemäß handelt oder gelähmt ist. Eine solche extreme Passivität kann z. B. dazu führen, dass der Polizist sich seine Dienstpistole wegnehmen lässt und sogar mit der eigenen Dienstwaffe getötet wird⁷. Es wäre nun sinnvoll, alle Gründe für das Erhöhen der Eigengefährdung in einem einzigen Modell übersichtlich zusammenzufassen. Die verschiedenen Gründe dafür, dass man falsch handelt, z. B. "blind vor Wut" oder "gelähmt vor Angst" ist oder auf wahrnehmbare Gefahrensignale keine Aufmerksamkeit richtet, lassen sich unter dem Gesichtspunkt einer zu starken oder zu geringen Aktivierung des Polizisten betrachten. Es fehlt gewissermaßen die gelassene Wachsamkeit. Entschlossenes Handeln Es besteht aber auch im wortwörtlichsten Sinne Handlungsbedarf. Wie bereits erwähnt, ist es wichtig, in einer Gefahrensituation die Führung beizubehalten. Zögerliches Handeln oder Passivität kann dagegen tödlich sein. "Ich wusste, dass er nicht schießen würde", sagte ein Mörder, der dem Polizisten die auf ihn gerichtete Pistole abnahm und den Polizisten damit tötete⁷. Dagegen rettete vermutlich eine Polizistin ihr Leben, als ein Täter sie bei einer Verkehrskontrolle mit der Schusswaffe bedrohte. Er sagte, dass er sie töten werde, wenn sie ihm nicht ihre Dienstwaffe gebe. Doch sie benutzte diese selber, überwältigte den Täter und kam mit einer

Verletzung am linken Arm davon¹. Vermutlich wäre aber in diesem Fall, wie auch in anderen Fällen, durch Gefahrenwahrnehmung und schnelles, entschlossenes Handeln die Situation vorher aggressionsfreier zu gestalten gewesen und der Schusswaffengebrauch überflüssig geworden. Andererseits weisen alle FBI-Studien auf ein schwerwiegendes Problem hin: Wenn die Richtlinien für den Gebrauch der Schusswaffe nicht eindeutig festgelegt sind oder der Polizist bereits früher einmal von der Schusswaffe Gebrauch gemacht hat, kann es für ihn tödlich sein, wenn er legal seine Waffe benutzen müsste, aber zögert. Auf ein weiteres Problem weist eine wissenschaftliche Studie hin: Unter schlechten Sichtverhältnissen ist es äußerst schwierig, zwischen gefährlichen und nicht gefährlichen Objekten zu unterscheiden¹⁰. Hat der Mann ein Messer oder einen Schlüsselbund in der Hand? Der Wille zum Überleben Pinizzotto¹ stellte fest, dass sogar dann, wenn Polizisten durch ihr eigenes unangemessenes Verhalten in eine tödliche Bedrohung geraten waren, sie sich durch ihr eigenes Verhalten retten konnten. Die Interviewer beobachteten bei allen diesen Polizisten eine gewaltige Entschlossenheit zu leben. Eine Polizistin sagte, dass sie entschlossen war zu überleben, damit ihre Eltern, die 400 Meilen entfernt wohnten, nicht durch einen Telefonanruf von ihrem Tod erfahren sollten. Ein Polizist, der in einem schmutzigen, mit Müll gefüllten Gebäude angeschossen wurde, weigerte sich, an einem solchen Platz zu sterben. Er benutzte seine Schnürsenkel als Abschnürbinden, um seine Blutungen aus ernsthaften Arm- und Beinwunden zu stoppen, gelangte aus dem Gebäude und fand einen Bürger, der um Hilfe rief. Ein anderer Polizist erlitt eine schwere Schusswunde über seinem Auge. Nachdem er eine unbestimmte Zeit bewusstlos gewesen war, konzentrierte er sich darauf, seinen Atem in der kalten Nachtluft zu beobachten, weil er glaubte, dass er so lange weiterleben würde, wie er sich auf das Atmen konzentrieren würde. Nahezu blind, steckte er den Daumen seiner schwachen Hand in die Wunde und hielt ihn dort, um die Blutung zu kontrollieren, während er seine Waffe in der starken Hand hielt. Da er kein tragbares Gerät hatte, um Hilfe herbeizuholen, kämpfte er sich etwa 100 Meter zu einem Telefon durch. "Diese Polizisten gingen, krabbelten und hinkten von dem Ort weg, wo sie angegriffen wurden. Sie weigerten sich, aufzugeben. Sie waren Überlebende."¹ Nichtsprachliche Signale der Unsicherheit Der Polizist trifft nicht nur auf friedliche Autofahrer, sondern auch - hoffentlich seltener - auf Gewaltbereite. Und wer einem "kalten Praktiker angewandter Gewalt" unsicher gegenüber tritt, ist extrem gefährdet. Deshalb werden im Folgenden sprachliche und nichtsprachliche Signale aufgezählt - eine Aufzählung, die als Illustration dienen soll, aber weder vollständig ist, noch in allen Fällen gültig sein muss. Ein Polizeibeamter kann seine Unsicherheit oder Sorglosigkeit durch eine Vielzahl von Verhaltensweisen und spezifisch nichtsprachlichen und sprachlichen Signalen verraten.

1. Grundsätzlich: Er handelt langsam, nicht zielstrebig. Er handelt nicht mit Entschlossenheit. Der andere sieht: Er weiß nicht, was er tun soll. Er handelt zögerlich oder unsicher. Der andere sieht: Er führt nicht, er hat die Situation nicht im Griff.
2. Nichtsprachliche Signale: - hängende Schultern, - Augen sind auf den Boden gerichtet, - Hin- und Herbewegen des Körpers, - Uniform nicht sachgerecht. Der andere sieht: Der nimmt's nicht genau, der missachtet leicht Vorschriften.
3. Beim Gespräch verrät sich die Unsicherheit: - Er schaut dem Gegenüber nicht in die Augen. - Er stottert und zeigt andere Signale der Überaktivierung. - Er lacht aus Verlegenheit. - Er hat keinen eigenen Standpunkt und stimmt dem anderen nur zu (Social Desirability: sozial erwünschtes Verhalten). - Er zeigt übermäßige und ungewollte Höflichkeit. - Er zeigt sich an jedem Thema interessiert, obwohl das Gegenteil der Fall ist.

Die Notwendigkeit systemischen Denkens Es ist offensichtlich zumeist kein Zufall, dass einige Menschen gefährliche Situationen eher als andere überleben, weshalb es durchaus gerechtfertigt ist, die Fähigkeiten und Faktoren des Überlebens gefährlicher Situationen unter dem Begriff *Survivability* (Überlebenstüchtigkeit; Faktoren, die das Überleben in gefährlichen Situationen erleichtern) zusammenzufassen³. Auch wenn auf diesem neuen Gebiet noch großer Forschungsbedarf besteht, hat man doch dazu schon einige Erkenntnisse. Auf jeden Fall ist ein Umdenken notwendig. Polizisten, die bei der Überprüfung einer Person aus einer Gruppe von Personen angegriffen oder getötet wurden, hatten keineswegs in ihre Überlegungen einbezogen, dass auch eine völlig andere Person als die von ihnen kontrollierte gewalttätig werden könnte¹. Eine derartige Fehleinschätzung ist das Ergebnis eines statischen Weltbildes: Man sieht vor allem nur sich selbst als Handelnden und kalkuliert nicht ein, dass auch die

andere Person eigenständig handeln könnte. Das erklärt auch den Schock, den Polizisten erlebten, als sich Personen erwartungswidrig verhielten, z. B.: Ein Bankräuber flüchtete nicht, sondern ging auf den eintreffenden Polizisten zu und schoss auf ihn¹. Das Vorhandensein und die Handlungsmöglichkeiten anderer Personen werden vielleicht formal registriert, dringen aber nicht in das Denken, den Entscheidungsprozess und das Handeln des gefährdeten Polizisten ein. Deshalb wäre eine gefährliche Situation für einen Polizisten nicht so überraschend, wenn er einen Paradigmenwechsel vornehmen würde. Er müsste dazu lediglich die Perspektive übernehmen: Ich bin ein Teil eines größeren Gesamtsystems. Dieses Systemdenken würde seine Wahrnehmung differenziert gestalten: Er könnte schneller erkennen, welche Personen (also Elemente des Systems) gefährlich werden könnten, welche nicht und wie sie zusammenwirken könnten - systemtheoretisch formuliert: wie die einzelnen Elemente zusammenhängen³. Dies bietet Ansätze für gezieltes Training.

(aus [DEUTSCHE POLIZEI 3/2000](#))